


Nr. 226 Bromberg, den 3. Oktober. 1933.

# Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von John Spencer.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ihr Blick wanderte über ihn hin.

„Oh, bei Ihnen hat es keine Not — und ich weiß wohl, es wird alles gut für Sie ablaufen!“

Sie lehnte noch eine Weile etwas unschlüssig am Drehstuhl. Dann ging sie zu einem Schubfach, dem sie einen Gegenstand entnahm, und trat wieder auf ihn zu.

„Aber dies hier möchte ich Ihnen doch noch gern mitgeben ... natürlich nur für den Notfall!“

Sie öffnete seine Hand und legte einen Revolver hinein.

„Er ist geladen — aber gesichert. Ich denke, Sie werden ihn wohl kaum nötig haben.“

„Danke Ihnen!“ Er hatte keinen Grund mehr, noch länger zu bleiben und wandte sich zum Gehen. „Es ist manchmal ganz nützlich, wenn man so etwas im Rückhalt hat.“

Ja, er wollte den Revolver als Rückhalt haben — oder ihn auch gebrauchen —, aber nicht eher, als bis er dem Wisperer selbst von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Der einzige Weg aber, dahin zu gelangen, war der, das Vertrauen des Mörders zu erringen, indem er seine Anweisungen so getreu wie möglich ausführte.

10.

Um zwanzig Minuten vor drei Uhr bestieg Sergeant Hendricks das Polizeiauto, das ihn in Pall Mall vor einem der vornehmsten Klubs von London abholte. Es war ein gewöhnlicher Wagen — keins von den Polizeiautos mit drahtloser Anlage, die alle bereits ständig unterwegs waren, um den Aufenthaltsort des Wisperers festzustellen.

„Hinter dieser Ford-Limousine her!“ rief er dem Chauffeur zu und ließ sich, als der Wagen anfuhr, in den Rücksitz neben seinen jüngeren Kollegen Graves niederfallen.

„Wer ist denn das? Und wer von unseren Leuten ist denn bei ihm mit im Wagen drin?“ fragte Graves.

„Es ist Lord Whiddon. Aber er ist ganz allein, niemand weiter bei ihm. Der Wisperer hat ihm befohlen, allein zu bleiben. Es ist der Wagen des Wisperers selbst. Er hat ihn vor Whiddons Klub geschickt und dort ohne Besatzung warten lassen.“

Hendricks war offenbar schlechter Laune und stieß seine sparsamen Aufklärungen fast widerwillig zwischen den Zähnen hervor. Das machte auf Graves einen ziemlichen Eindruck. Denn im allgemeinen war Hendricks nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. Es gehörte schon allerhand dazu, bis er sich einmal etwas anmerken ließ.

Sie folgten also dem voranfahrenden Wagen, hatten inzwischen Pall Mall verlassen und näherten sich bereits Piccadilly. Aber Hendricks schien es noch immer nicht für nötig zu halten, ein paar nähere Erklärungen abzugeben.

„Ich nehme an, der Wisperer hat seine Frau entführt — stimmt das?“ suchte ihm Graves weiterzuhelfen. Dann, als Hendricks zustimmend brummte, fuhr er fort: „Lady Whiddon — nicht wahr — sie war doch wohl vor ihrer Eheschließung als Schauspielerin tätig? Das muß doch so ungefähr zwei Jahre her sein. May Marion — eins von den hübschesten Mädels in ganz London. Und dabei ungeheuer beliebt beim Publikum! Alle Wetter! Das wird ja ein schönes Geschrei geben, wenn ihr etwas zustoßen sollte!“

„Na, es wird ihr ganz bestimmt etwas zustoßen — wenn wir nicht geradezu ein unverschämtes Schwein haben sollten“, sagte Hendricks. „Fünfzigtausend in Banknoten hat der Wisperer diesmal verlangt. Und Whiddon hat nur ein Bündel ganz gewöhnliches Papier in seinen Umschlag getan. Dafür hat er aber ein Schießeisen eingesteckt und schwört Mord und Brand, daß er es dem Mann des Wisperers schon besorgen wolle, sobald er ihm in die Schußlinie gerät.“

„Da soll doch gleich ... Na, schön! Fluchen im Dienst ist ja wohl verboten! Das sieht ja beinahe so aus, als ob Lord Whiddon es gar nicht abwarten könne, seine Gnädige auf dem schnellsten Wege wieder loszuwerden!“

„Das kann man wohl sagen! Ich würde das jedenfalls nicht riskieren, wenn sie meine eigne Olsche wäre!“ bekräftigte Hendricks. „Was sind denn die fünfzigtausend Pfund für ihn — seine Jacht kostet ja allein schon mehr! Und wenn Lady Whiddon dabei um die Ecke geht — dann können wir uns gratulieren — das gibt einen Heidenstunk in der Öffentlichkeit!“

Als sie Piccadilly hinter sich hatten, schlug die Limousine die Richtung nach Park Lane ein.

„Passen Sie auf — wir werden den Fordkasten aus den Augen verlieren — zehn gegen eins zu wetten!“ rief Graves aus.

„Nein, das kommt gar nicht in Frage — und wenn schon, dann wird Whiddon auf uns warten. Er will uns durch den Führerspiegel im Auge behalten.“ Weiter ging die Jagd — um die Ecke bei Marble Arch und die Edgware Road hinunter ... immer weiter nach dem Nordwesten von London.

Aber Graves schien noch nicht genug zu haben. So schnell hörte seine Phantasie nicht auf zu arbeiten, wenn sie erst einmal im Rollen war. „Na — Sie wissen ja wohl auch noch, was das letztemal dabei herauskam, als so ein Bündel mit Papierfetzen als Lösegeld hinterlegt wurde!“

Aber Hendricks wollte nichts mehr davon hören.

„Schon gut!“ sagte er kurz angebunden. „Haben Sie das Gas bei der Hand?“

Graves brachte eine kleine Ledertasche zum Vorschein, die Hendricks öffnete. Innen waren sechs Glaskugeln, die nur wenig größer waren als Tennisbälle, in Filzpackungen verwahrt. In einem Seitenfach der Mappe lagen zwei Gasmasken.

Man rechnet im allgemeinen damit, daß zwei Atemzüge von dem Zeug einen Mann außer Gefecht setzen — und natürlich genau wie jeden anderen“, bemerkte Graves. „Man

muß eben sehen, daß man so schnell wie möglich wieder davonkommt, falls man nicht schon vorher eine von diesen Gasmasken aufgesetzt hat. Ich kann wirklich nicht viel Gutes daran finden."

Sie befanden sich in der Harrow Road und fuhren gerade an einem Kirchhof vorbei, als eine benachbarte Kirchenuhr die dritte Stunde schlug. Die Ford-Limousine vor ihnen bog links in eine Seitenstraße ein. Im gleichen Augenblick bremste der Chauffeur des Polizeiautos scharf, und der Wagen glitt ein Stück auf der Straße entlang — ein Lastwagen hatte sich zwischen ihn und den Verfolgten geklemmt. „Das ist eine beabsichtigte Störung!" rief Hendricks aus. „Merken Sie sich die Nummer — viel Zweck wird es allerdings nicht haben."

Das Polizeiauto fuhr wieder an — in eine Sackgasse hinein.

Die Ford-Limousine war inzwischen schon die halbe Länge der Straße im Vorsprung.

„Komischer Einfall — eine Sackgasse! Ah, da fährt er ja."

Der Ford war mit einer kurzen Wendung quer über die Straße und über den Bürgersteig hinweggefahren und dann verschwunden.

— — — — — — — — — — — — —

Es war zehn Minuten vor drei, als sich Roland vor dem hölzernen Doppeltor des verlassenen Ziegeleihofes befand. Die Torflügel waren ziemlich hoch und oben durch nach außen gebogene Eisenspitzen gesichert. Bei einer näheren Untersuchung stellte er fest, daß sie mit Fett eingeschmiert waren, um ein Überklettern unmöglich zu machen.

Als er gegen das Tor stieß, gab es nach, und er trat in den leeren Hof ein. Gerade gegenüber war ein ähnliches Doppeltor, in das eine kleinere Tür eingelassen war. Sie führte auf eine Straße hinaus, die parallel mit der Sackgasse lief, durch die er selbst hierhergekommen war.

In einem Winkel hinter dem Tor lag eine kleine Pappschachtel, deren Deckel nur lose aufgelegt war. Er hob ihn ab und fand darunter das bewußte Kästchen. Darüber hin war ein schwarzer Seidendomino gebreitet.

„Na, soweit wäre ja alles in Butter!" brummte er vor sich hin. Er riß das Tor weit auf und sah sich den Riegel für den künftigen Gebrauchsfall noch einmal näher an. Dann zog er den Domino über, öffnete das Kästchen und legte die Kopfhörer an. Es war jetzt vier Minuten vor drei.

Und schon hörte er auch die Stimme des Wisperers. Er sprach offenbar mit dem Mann, der den Fordwagen lenkte.

„Sie sind jetzt in der Harrow Road. Folgen Sie der Straßenbahnlinie, bis Sie an dem Kirchhof vorbei sind. Dann werde ich wieder mit Ihnen sprechen."

Drei Minuten Schweigen und dann:

„Nun nach links — in die Sackgasse hinein."

Das war Rolands Stichwort. Er nahm die Kopfhörer ab und drückte sich an die Mauerwand neben dem Doppeltor.

Die Zeit schien still zu stehen. Ihm war es, als ob es stundenlang dauerte, bis der Fordwagen in den Hof einfuhr.

Sobald er durch das Tor hindurch war, schlug Roland die beiden Flügel hinter sich zu und schob blitzschnell die Riegel vor, um etwaige Verfolger von der Sackgasse her abzuschneiden. Noch bevor der Wagen hielt, stand Roland neben ihm und streckte seine Hand nach der grünen Brieftasche aus, in der sich das Lösegeld befinden sollte. Da ertönte zu seiner Überraschung ein Knall, und eine Kugel pfiff um Haaresbreite an seinem Kopf vorbei. Er hatte später keine klare Erinnerung mehr daran, was eigentlich unmittelbar nach dem Abschuß des Revolvers weiter geschehen war. Er war einfach wütend, weil jemand den Versuch gemacht hatte, ihm eins auszuwischen, und so sprang er ohne langes Besinnen auf das Trittbrett und schlug wild drauflos.

Der Schlag landete auf Lord Whiddons Wange. Das genügte vollkommen, um den Lord einen Augenblick außer Gefecht zu setzen. Er war dermaßen verblüfft, daß es Roland nicht schwer fiel, ihm den Revolver mit raschem Griff zu entwinden.

„Los — nun erst her damit!" kommandierte Roland und fuchtelte dem anderen mit dem Revolver vor der Nase herum. Und schon hatte der Lord auch die grüne Brieftasche herausgegeben. Während Roland sie an sich nahm, hörte er Rufe und Schläge an die Hoftür. Dann ein Klirren wie von zerbrechendem Glas, dann wieder ein neues Klirren — und schon im nächsten Augenblick stieg eine feine blaue Rauchsäule auf, die sich über den ganzen Hof auszubreiten begann. Es gab keine andere Möglichkeit für Roland, aus der Gaswolke, die sich mit unheimlicher Schnelligkeit verbreitete, zu entkommen, als einfach den Atem so lange wie es ging, anzuhalten. Das bedeutete einen ziemlichen Kraftaufwand, und es war immerhin eine beachtliche Sportleistung, was Roland im Anschluß an die Übergabe der Brieftasche vollbrachte.

Er ließ den erbeuteten Revolver zu Boden fallen, riß sich den Domino herunter und raste nach der kleinen Tür auf der gegenüberliegenden Seite, schlüpfte hindurch, knallte sie hinter sich zu — und schwang sich auf das Motorrad, das an der Bordkante für ihn bereitstand.

Es folgten noch zehn Sekunden lähmender Ungewißheit, weil der Fußstarter zweimal den Dienst versagte. Dann endlich funktionierte die Zündung, und Roland stob davon, nachdem er sein erstes Ding als Spießgeselle des Wisperers gedreht hatte — und zwar mindestens ebenso gut wie ein alter, ausgekochter Verbrecher.

— — — — — — — — — — — — —

Das Polizeiauto erreichte das Hoftor gerade, als Lord Whiddon seinen Revolver abfeuerte.

Hendricks ergriff die Tasche mit den Gasbomben und öffnete sie.

„Wenden Sie um — und zurück in die nächste Straße", stieß er hervor und sprang aus dem Wagen. Na — da werden wir wohl so schnell nicht rüberkommen." Dann legte er seine Hände an den Mund, um seine Stimme zu verstärken und rief: „Sind Sie wohlauf, Lord Whiddon?"

Es kam keine Antwort.

Er öffnete die Tasche und warf eine Gasbombe über das Tor in den Hof hinab. Er hörte sie aufschlagen und zerbrechen. Und während der Wagen dem Befehl folgte und in raschem Tempo nach der Sackgasse zurückfuhr, schickte er noch eine zweite Bombe der ersten hinterher.

„Mr. Hendricks . . ."

Zu seinem Erstaunen stand plötzlich ein Mann in Zivilkleidung neben ihm, der nicht mit im Auto hergekommen war. „Ich weiß, wer auf der anderen Seite drüben steckt."

„Nanu?" Hendricks starrte den Fremden an, während er diese Überraschung zu verdauen suchte. Aber es blieb ihm keine lange Zeit mehr zum Überlegen — jetzt kam es vor allen Dingen darauf an, rasch zu handeln.

„Schnell — helfen Sie mir doch hoch — vielleicht kann ich mal rübergucken", kommandierte er. „Verdammt noch mal — die Eisenzacken sind eingefettet, nichts zu machen! Kommen Sie mit mir." Sie liefen zusammen die Sackgasse hinunter und dann die Parallelstraße entlang. Dort erreichten sie das Polizeiauto gerade in dem Augenblick, als die anderen mit dem Reifen- und Radheber die kleine Tür aufgebrochen hatten, durch die Roland entwischt war.

„Bleiben Sie draußen stehen!" rief Hendricks, als der feine, blaue Rauch durch die Tür gekrochen kam. „Rasch, Graves, setzen Sie das Ding hier auf, und kommen Sie mit mir!" Die beiden Geheimpolizisten stülpten ihre Gasmasken auf und liefen über den Hof auf das Auto zu, in dem sie Lord Whiddon bewußtlos auffanden. Das war die ganze Wirkung der Gasbomben.

Die Türen des Wagens waren fest verschlossen — das war eine Vorsichtsmaßnahme des Wisperers. Sie mußten den ohnmächtigen Insassen also erst durch das Fenster herausheben und legten ihn dann außerhalb des Hotels auf das Pflaster nieder, während ein Arzt herbeigeholt wurde.

Hendricks wandte sich an den unbekannten Zivilisten, der sich ihm in der Sackgasse angeschlossen hatte. „Also — was wollten Sie mir denn eigentlich noch sagen?"

„Ich kenne den Mann, der im Hof war, Sir. Er heißt Carstairs und wohnt im Gulverbury-Hotel. Ich wurde heute morgen mit seiner Überwachung betraut und bin ihm im Auto bis zur Ecke gefolgt. Dort habe ich gewartet, bis er wieder herauskommen würde. Ich hatte aber natürlich keine Ahnung davon, daß da ein solches Ding gedreht werden sollte."

Hendricks brummte nun vor sich hin:

„Nun — mein Lieber, das wird wohl 'ne tüchtige Nase für Sie geben. Jammerschade, daß wir ihn nicht hier an Ort und Stelle geschnappt haben. Nun sausen Sie mal los, und rufen Sie erst mal Oberkommissar Larpent an."

Ehe noch der Arzt kam, öffnete Lord Whiddon schon wieder die Augen und blickte in augenblicklicher Sinnesverwirrung zu Hendricks auf. Dann aber schien er langsam seine Lage zu begreifen.

(Fortsetzung folgt.)

# Goethes Dichterhonorare.

Von Sophie Droste-Hülshoff.

Was hat der größte Dichter der Deutschen an seinen Werken verdient? Diese Frage wird wohl öfters aufgeworfen, und es mag daher von Interesse sein, die Einkommensverhältnisse des Altmeisters von Weimar einmal einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Der junge Lizentiat der Rechte Johann Wolfgang Goethe in Frankfurt, der durch sein Werk „Die Leiden des jungen Werther" bereits weit über Deutschlands Grenzen hinaus berühmt geworden war, hatte freilich noch nicht allzu viel klingende Erfolge zu verzeichnen. Seine ersten Verleger bezahlten ihm wenig, und in manchen Briefen Goethes ist hiervon gelegentlich die Rede. So in einem Schreiben des jungen Dichters an seine mütterliche Freundin Sophie La Roche vom Dezember 1774: „Zu einer Zeit, da sich ein so großes Publikum mit Berlichingen beschäftigte und ich soviel Lob und Zufriedenheit von allen Enden einnahm, sah ich mich genötigt, Geld zu borgen, um das Papier zu bezahlen, worauf ich ihn hatte drucken lassen." „Reichs Brief ist gut. 1 Carolin für den gedruckten Bogen könnt er wohl buchhändlerisch geben. Ich mag gar nicht daran denken, was man für seine Sachen kriegt. Und doch sind die Buchhändler vielleicht auch nicht schuld. Mir hat meine Autorschaft die Suppen noch nicht fett gemacht und wirds und solls auch nicht tun."

Von dieser ziemlich idealistischen Einstellung zu seinem Dichterberuf ist Goethe später allerdings etwas abgekommen. Der aus den zwar behäbigen, aber immerhin nur gut bürgerlichen Verhältnissen seiner Heimatstadt Frankfurt an den Weimarer Fürstenhof versetzte Freund des Herzogs Karl August bedurfte zu einer standesgemäßen Lebensführung entsprechender Mittel und bemühte sich daher, auch seine literarische Tätigkeit nach Möglichkeit zu verwerten, was ihm übrigens von seinen Zeitgenossen mitunter zum Vorwurf gemacht wurde. Zumal in den späteren Jahren seines Lebens stand der Geheime Rat von Weimar in dem Rufe, einer der geschäftstüchtigsten Dichter seiner Zeit zu sein. Jedoch wohl zu Unrecht, da diese Geschäftstüchtigkeit zum größten Teile auf den Einfluß von Goethes Sohn August zurückzuführen gewesen sein dürfte, der sich, herangewachsen, als ein sehr kaufmännisch denkender und um die Höhe der väterlichen Honorare sehr besorgter Berater erwies.

Goethe überließ ursprünglich seine zum Abdruck bestimmten Arbeiten den verschiedensten Verlegern. Dabei erwuchs ihm auch mancher Schaden aus dem Umstande, daß in seinen Tagen das Urheberrecht des Schriftstellers in den einzelnen deutschen Staaten verschieden geregelt oder größtenteils überhaupt noch nicht anerkannt war. Die erste große, von ihm selbst besorgte und durchgesehene Ausgabe seiner Dichtungen erschien unter dem Titel „Goethes Schriften" in acht Bänden 1787 bei Göschen in Leipzig. Eine weitere Sammlung von Goethes Werken, die sich „Goethes neue Schriften" betitelte, kam Ende des 18. Jahrhunderts bei dem Verleger Unger in Berlin heraus, ohne daß jedoch den Dichter das wirtschaftliche Ergebnis befriedigt hätte.

Obzwar dem Meister von Weimar drückende Geldsorgen stets fremd blieben, kam er mit seinen Einnahmen doch nicht immer völlig aus. Und da sein Hausstand sowie seine Reisen viel Geld verschlangen, half die Frau Rat in Frankfurt ihrem Sohne mehrmals mit für jene Tage recht ansehnlichen Summen aus und bezahlte auch für ihn den Teil der Kriegskontributionen, den man ihm im Verlaufe der französischen Revolutionskriege als Bürger von Frankfurt auferlegte. Erst als Goethe mit dem verständnisvollsten und großzügigsten der damaligen deutschen Verleger, Johann Friedrich Cotta in Stuttgart, bekannt wurde, erzielte er höhere Einnahmen. Cotta hatte bereits 1795 mit Schiller die Zeitschrift „Die Horen" begründet, und Schiller war es auch, der die Verbindung einleitete. Zunächst äußerte Goethe wohl noch verschiedene Bedenken, jedoch Schiller wußte ihn über die Vertrauenswürdigkeit des „edlen Sozius" zu beruhigen: „Auf Cottas Aufrichtigkeit dürfen wir uns ganz sicher verlassen . . . Was die Goldlieferung anbetrifft, so vergaßen Sie, daß die Zahlung von einer Ostermesse zur anderen ist ausgemacht worden. Etliche Tage vor Jubilate erscheint Cotta mit der Geldkatze um den Leib, und zwar pünktlich wie eine wohlberechnete Sonnenfinsternis, um das Honorar für das ganze Jahr abzutragen. Früher wollte ich ihm nicht gern eine starke Zahlung zumuten, ob er gleich, sobald man es fordert, damit parat sein wird."

Spätere Unterhandlungen wegen einer Neuherausgabe der Goetheschen Schriften führten dann dazu, daß Cotta 1805 den Druck der Arbeiten übernahm und alle Rechte daran für die Dauer von sechs Jahren gegen eine Vergütung von 10 000 Talern erwarb. Briefe, in denen sich der Altmeister von Weimar mit seinem Verleger sehr eingehend über Druckproben, die Ausstattung der Bücher und Ähnliches besprach, sind uns noch erhalten. Eine weitere, in den Jahren 1815 bis 1819 bei Cotta erschienene Ausgabe von „Goethes Werken" brachte dem Dichter 16 000 Taler ein. Um 1826 erwog Goethe eine neue Auflage seines inzwischen auf 40 Bände angewachsenen Lebenswerkes. Für den gesamten Inhalt dieser Ausgabe hatte sich der Meister beim deutschen Bundestag ein eigenes Privilegium gegen unbefugten Nachdruck verschafft und verlangte auf Veranlassung seines Sohnes ein Honorar von — 100 000 Talern. Diese für damalige Geldbegriffe unerhörte Forderung war selbst für die Großzügigkeit Cottas zu hoch, und so zerschlugen sich die Verhandlungen zunächst. Nun wandte man sich an andere große deutsche Verleger, die sich aber über das Verlangen des Herrn Geheimen Rates von Weimar erst recht entsetzten. Schon schien der Meister fast geneigt, sich mit einer erheblich geringeren Summe zu begnügen, da vermittelte Goethes Freund Sulpiz Boisserée eine Wiederaufnahme der Besprechungen mit Cotta, der sich nach einigem Sträuben schließlich doch noch bereit erklärte, den Betrag von 100 000 Talern zu bezahlen. Damit konnte der greise Meister den Ruhm, der höchstbezahlte Dichter aller Zeiten zu sein, für sich in Anspruch nehmen, und Cotta seinerseits vermochte sich zu rühmen, Goethe ein Honorar, wie es bis dahin keinem Dichter weder in Deutschland noch sonst irgendwo in Europa zugestanden worden war, bewilligt zu haben.

---

# Das bohrende X.

Kriminalhumoreske von Hermann Reinecke.

Waldemar Sörensen saß in seinem bequemen Ledersessel, streckte die Beine von sich und las die Zeitung. Dicke blaue Rauchwolken stiegen gegen die Decke, dicke blaue Rauchwolken, wie sie eben nur ein erstklassiger, eingeführter Privatdetektiv von Rang und Bedeutung von sich geben kann. Das Fenster stand weit offen, und der Lärm von Österbro drang in die Stube. Sörensen legte mit einem Seufzer die Kopenhagener Mittagsblätter beiseite und griff zur Whiskyflasche. Himmel, war das eine unangenehme Sache mit dem „bohrenden X"! Da befand er sich nun schon sechs Monate auf der Jagd nach jenem geheimnisvollen Tresorknacker, der in der Öffentlichkeit „das bohrende X" genannt wurde, und hatte immer noch keine Spur entdeckt. Inzwischen wurde fidel weiter geknackt, und die Zeitungen machten sich über Polizei und Privatdetektive lustig. Es war um die Wände hinaufzuklettern. Waldemar ließ den goldgelben Whisky aufreizend in das Doppelglas gluckern und goß es mit einem Ruck hinter die Binde. Irgendwo in Detektivromanen hatte er gelesen, daß so etwas Inspirationen verschaffte. Abwarten! Vielleicht kamen sie von selbst.

Plötzlich klingelte es. Sörensen fiel ein, daß sein Diener heute Ausgang hatte. Also ging er selber zur Tür, um zu öffnen. Vorher warf er aber noch einen Blick durch das kleine verdeckte Guckloch an der Tür. Nanu, eine entzückende junge Dame?! Was wollte denn die? Sörensen öffnete.

„Verzeihung!" — ein reizendes Lächeln glitt über die sympathischen Züge der jungen Dame — „Habe ich die Ehre mit dem bekannten Detektiv Waldemar Sörensen?"

Nun bitte ich Sie: wo auf der Welt gibt es den Mann, der solcher Schmeichelei widerstehen könnte? „Jawohl, der

bin ich", antwortete Sörensen mit gutgespielter Bescheidenheit und hielt weit die Tür offen, „wollen Sie nicht, bitte, nähertreten?"

Die Dame trat in das Zimmer. Sörensen betrachtete von der Tür her ihre wundervolle Gestalt. Das Haar war richtig goldblond, wie man es vielfach bei den Däninnen findet, das Gesicht schmal und rassig, die ganze Figur mittelgroß, schlank und von wundervoll geschwungenen Linien, und dann unterbrach das zauberhafte junge Wesen den Gedankengang des Detektivs mit der reichlich prosaischen Bemerkung: „Ich komme von der Versicherungsgesellschaft gegen Geldschrankdiebstähle und möchte Ihnen unsere neueste Erfindung vorführen!"

Drei Sekunden brauchte der Detektiv, um sich zu sammeln, dann erwiderte er: „Bitte sehr, meine Dame, der Tresor befindet sich im Nebenzimmer!"

„Sehen Sie", eröffnete das reizende junge Wesen die Vorführung, „hier habe ich einen elektrischen Apparat, der einem Rundfunkempfänger ähnelt. Wir setzen ihn nun mit einem Akkumulator, den ich gleich mitgebracht habe, in Stromverbindung, und schon ist der Apparat betriebsfertig."

Der Privatdetektiv sah mißtrauisch mit zusammengekniffenen Augen auf den reichlich zauberhaften Kasten.

„Sie sollen mir nicht so ohne weiteres glauben", lächelte die blonde junge Dame. „Passen Sie einmal auf, wie der Apparat arbeitet." Damit verband sie den Griff am Schloß des Tresors durch ein leichtes Kabel mit dem Apparat. „Würden Sie jetzt einmal den Geldschrank öffnen?" forderte sie Sörensen auf. Der griff in die Tasche und schloß mit dem Geheimschlüssel den Tresor auf. Langsam glitt die schwere metallene Tür zurück, zu gleicher Zeit aber ertönte plötzlich eine Schallplatte mit Tanzmusik.

„Was ist denn das?" entfuhr es Sörensen.

„Das ist der neueste Walzer aus dem Tonfilm Sommer in der Liebe"!" erwiderte das Mädchen.

„Unsinn!" Waldemar fuhr sich ärgerlich über die hohe detektivische Meisterstirn. „Was hat das zu bedeuten?"

„Ganz einfach", sagte die junge Dame, „das hier ist der neueste Trick, mit dem die Kopenhagener Geldschrankknacker zu arbeiten pflegen. Diesen Apparat bauen sie vorher ein, damit die Nachbarn nicht hören, wenn der Tresor geknackt wird. Automatisch setzt Tanzmusik ein. Begriffen?"

Der Detektiv nickte. „Großartig!" Nach einem Weilchen setzte er hinzu: „Aber wie schützt man sich nun dagegen?"

„Auch sehr einfach", sagte die niedliche Blondine, „dazu dient ja gerade unsere Gegenerfindung! Unser Apparat wird im Innern des Tresors eingebaut. Ich werde es Ihnen zeigen. Bitte öffnen Sie noch einmal den Schrank!" Sörensen sperrte ihn wieder auf. „Noch weiter!" sagte die junge Dame. „Der Apparat nimmt nämlich viel Platz ein." Der Tresor stand jetzt sperrangelweit offen. „So", sprach die entzückende Fee, „nun ergreife ich also den Kasten hier, setzte ihn sorgfältig hinein, und jetzt . . ."

In diesem Augenblick klingelte es. „Entschuldigen Sie mich einen kleinen Augenblick!" rief Sörensen, ärgerlich über die Störung, und eilte zur Tür. Wütend riß er sie auf. Niemand draußen! Nanu! Sicher wieder die Lümmels von der Straße. die sich einen Spaß daraus machten, an den Klingeln anderer Leute zu ziehen. „Na, wartet nur, ihr Burschen!"

Er trat wieder in das Zimmer und sah sich mit allen Anzeichen des Staunens um. Das Zimmer war leer, ganz leer! Und der Geldschrank stand immer noch offen. Nur befand sich diesmal ein ganz kleiner, weißer Zettel am Türgriff, und als Waldemar ihn zitternd zur Hand nahm, las er:

„Teuerster Meister! Verzeihen Sie, wenn ich mich nicht verabschieden konnte, ich hatte leider keine Zeit mehr und mußte daher den kleinen Umweg durch das Fenster wählen. Übrigens habe ich nicht die ganzen zehntausend Kronen aus Ihrem Geldschrank genommen, sondern fünfunddreißig für Ihre nächste Miete dringelassen. Hoffentlich machen Sie mich nun aber in den Zeitungen nicht allzu schlecht! Es empfiehlt sich Ihnen, teurer Detektiv, mit der Versicherung aufrichtigster Ergebenheit

das bohrende X."




**Der falsche Pastor.**

In Boulogne wurde ein lange gesuchter Betrüger verhaftet. Der 36jährige in Syrien geborene John Malik hatte sich eine Reihe von gefälschten Papieren verschafft und gab sich als protestantischer Pfarrer aus, der Almosen und Spenden für Missionszwecke sammelte. Malik hatte bereits in Amerika große Summen erbettelt und war vor wenigen Monaten nach Europa herübergekommen, wo er sein betrügerisches Geschäft fortsetzte. Mit Hilfe von gefälschten Empfehlungsbriefen, die angeblich von dem englischen Konsul in Newyork und von einigen bekannten amerikanischen Geistlichen geschrieben worden waren, wußte er das Vertrauen der protestantischen Gläubigen zu gewinnen. Als ihm in England der Boden zu heiß wurde, reiste er nach Frankreich, wo er zu Spenden für eine in Mossul zu errichtende Kirche aufforderte. Ein großer Teil der erschwindelten Gelder konnte ihm abgenommen und den Geschädigten zurückerstattet werden.

*

**Das Auto auf dem Baume.**

Etwa 20 Kilometer von Belgrad entfernt ereignete sich ein eigenartiger Unglücksfall. Ein Auto mit fünf Insassen befand sich auf dem Wege nach Belgrad. Als der Wagen einen tiefen Abgrund am Straßenrande passierte, verlor der Führer aus bisher ungeklärter Ursache die Gewalt über das Steuer. Obwohl er im letzten Augenblick mit aller Macht zu bremsen suchte, konnte er nicht verhindern, daß der Wagen über den Rand des Abgrundes geriet und hinabstürzte. Durch einen glücklichen Zufall blieb das Auto jedoch wenige Meter tiefer in den Zweigen eines mächtigen Baumes hängen, der aus einer Spalte des steilen Abhanges wuchs. Dennoch dauerte es etwa acht Stunden, bevor man von der Straße aus den Wagen in unsagbar mühevoller Arbeit mit Hilfe von Flaschenzügen heraufholen konnte. Die Insassen, die mit geringen Verletzungen davongekommen sind, waren halb ohnmächtig vor Angst. Der Chauffeur zeigte Zeichen der Geistesgestörtheit. Seine Nerven haben die stundenlange Todesgefahr nicht ausgehalten. Man mußte ihn in eine Anstalt überführen.




**Ein unnötiger Wunsch.**



„Sie wünschen, mein Herr?"

„Ich wünschte Ihnen zu sagen, daß Sie hübsch seien — aber ich sehe, daß ich mich getäuscht habe und bitte um Entschuldigung."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg